

# Versunkene Arbeitswelt in Mariahilf<sup>1</sup>

## Das Fasslbinden

Fasslbinder (Böttcher, auch Fässer) haben einen besonderen Bezug zu Mariahilf, war der Bezirk doch durch seine Südlage und durch die gute Wasserversorgung für den Weinbau begünstigt, der hier neben dem Obstbau auch bis in das 16. Jhdt. die hauptsächliche Erwerbsquelle darstellte.

### Warum ist ein Fass gewölbt?

*Es ist gewölbt, damit es dicht ist. Und es ist dicht, weil es gewölbt ist. Diese Form ermöglicht es nämlich, dass man eiserne Reifen auf die Wölbung hinauftreiben kann, um die Fassdauben zusammenzupressen, was bei rein zylindrischer Form nicht möglich wäre. Ein weiterer Vorteil ist, dass man diese schweren Dinger mühelos bewegen kann, - wenn man weiß wie<sup>2</sup>*

### Das Dämpfen der Fässer

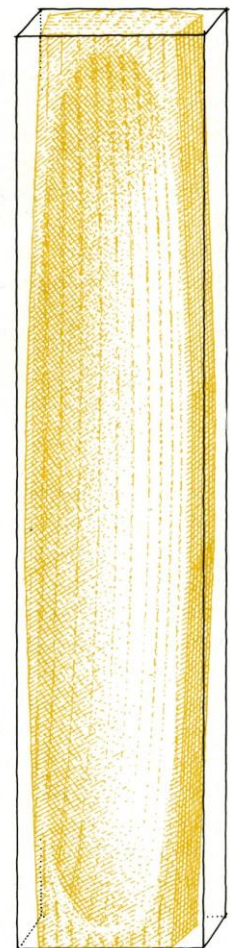
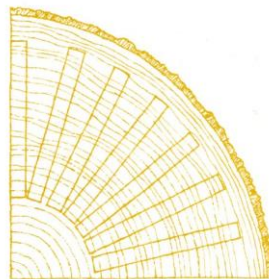
Zum Biegen der Dauben werden diese zunächst nass gemacht. Danach stellt man den Fassrumpf über eine Pfanne mit brennenden Sägespänen, damit die Dauben weich werden. Stärkere Dauben werden in ein Dampfbad gestellt oder in kochendem Wasser weich gemacht. Zum Biegen des „Fassrumpfes“ werden die Dauben fixiert, das heißt, Eisenringe werden darüber getrieben. *Der Bruch einer einzigen Daube ist fatal!* Dieser Vorgang wird bis zur Erreichung der endgültigen Wölbung wiederholt.

Die eigenartige Form der Fässer bewirkt nicht nur eine ständige Dichte (das Holz dehnt sich bei Befüllung aus, zugleich können durch die Fassringe keine Ritzen entstehen).

Die Speicher- und Wiederabgabefähigkeit von Holz für Aromastoffe sowie die „Atmungsfähigkeit“ ermöglicht auch eine längere Lagerung bei gleichzeitiger Qualitätsverbesserung von haltbaren (v.a. alkoholhaltigen) Füllungen.

#### Die Dauben

Baumstämme haben innen eine Art von Verstärkungsrippen, die vom Mark zur Rinde laufen. Man nennt sie Markstränge. Im Verlauf der Geschichte ihres Handwerks haben die Böttcher gelernt, die Eichenstämme so zu spalten, daß die Stränge unverletzt bleiben, weil nur so die Dauben den Beanspruchungen standhalten. Jede so gewonnene Eichenbohle wird wie rechts gezeigt bearbeitet. Eine Seite ist gerundet, die andere gehöhlt. Die Kanten werden erst zugespitzt und dann abgeschrägt.



<sup>1</sup> Arbeitstext des Bezirksmuseums Mariahilf zum Tag der offenen Tür der Wiener Bezirksmuseen am 21. März 2010

<sup>2</sup> Vgl.: John Seymour: Vergessene Künste. Bilder vom alten Handwerk. Stuttgart 1984 (auch Abb.) Die halbrunde Form ermöglicht das Abrollen über ein schmales Brett – das Fass *torkelt!*

Heute verwendet man hauptsächlich *bioinerte* (d.h. nicht geschmacksverändernde) Großgebilde, z.B. Aluminiumcontainer. Zur Nachbesserung des *Fassaromas* wird Eichenholzmehl verwendet.

## Schönfärber, Schwarzfärber, Blaufärber

Schönfärberei bedeutet, rednerisch oder textlich eine schlechte Sache besser dastehen zu lassen. Ein Schönfärber versucht sie demnach in günstigem und nicht der Wahrheit entsprechendem Licht darzustellen.

»Der Färber«. Kupferstich von Christoph Weigel. Aus: »Abbildung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände ...«. Regensburg 1698, © Ch. Brandstätter Verlag



Der Begriff entstammt der mittelalterlichen Berufssprache der Färber. Besondere Berufsgruppen waren die Schwarzfärber, die es verstanden, ein tiefes Schwarz zu erreichen. Die Schönfärber waren es, die es verstanden und denen es zustand, die schönen roten Töne der Färbung wertvoller Stoffe auszuführen. So gab es gesonderte Innungen der Schwarz- und Schönfärber,<sup>3</sup> die sich von den „unsauber“ und einfach arbeitenden Färbern abgrenzten. Auch weitere schwierige Farbtöne gehörten zur Ausführung der zünftigen Schönfärberei.<sup>4</sup> Zudem gelang es den Schönfärbern weniger wertvollen Stoffen eine schönere Färbung und den Eindruck einer besseren Qualität vorzutauschen.<sup>5</sup> Mitunter gehörten die Waidfärber zu den Innungen der Schönfärber. Die Waid- oder Blaufärber hatten Kenntnis, aus der Küpe des Färberwaides das Blaufärben der Stoffe auszuführen.<sup>6</sup>

Die Verbreitung neuer Farben und Techniken wurde im 12./13. Jahrhundert durch den Levantehandel gefördert; die Verbreitung der neuen Beizenfarbstoffe und die neuen Färbetechniken wurden durch Färber aus Italien und Flandern verbreitet. Leopold VI. siedelte flandrische Tuchfärber, deren Tätigkeit eng mit dem Tuchhandel verbunden war, in Wien an und förderte sie durch das sogenannte Flandrener Privileg (1208). Infolge der technischen Fortschritte in der Färberei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts teilte sich das Gewerbe in verschiedene Betriebsarten und Sparten, die sich - abhängig von den gefärbten Objekten oder der Spezialisierung auf bestimmte Farben oder Färbemittel - in den unterschiedlichen Komposita zur Berufsbezeichnung "Färber" widerspiegeln (Garn-, Leinwand-, Seiden-, Woll-, Schwarz-, Grünfärber usw.). Eine klare Unterscheidung wurde zwischen Schwarz- oder Schlechtfärbern einerseits und Schönfärbern andererseits gezogen: Erstere färbten vornehmlich grobe Stoffe mit dunklen Farben (schwarz, braun, blau),

<sup>3</sup> J. G. Krünitz u. a.: *Oeconomische Encyclopädie oder Allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft, in alphabetischer Ordnung*. Band 12.

<sup>4</sup> Duden 7, Mannheim 1963, Seite 156.

<sup>5</sup> Innungsbuch der Schwarz- und Schönfärber-Innung in Weida und Zeitz. Deutsche Handschrift auf Papier. Weida/Zeitz 1693–1870

<sup>6</sup> J. H. L. Bergius: *Neues Policey- und Cameral-Magazin nach alphabetischer Ordnung*.

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

während letztere wollene oder seidene Stoffe mit hellen oder bunten Farben (v.a. rot, gelb, auch blau) behandelten<sup>7</sup>; beide Sparten blieben zumindest in Wien in einem gemeinsamen Verband organisiert.

Da es sich um ein wassergebundenes Gewerbe handelte, war ein Flußlauf Voraussetzung für die Ansiedlung (Ottakringer Bach im Tiefen Graben; Färbergasse, Färberstraße und in Mariahilf der Wienfluss):

Ein anderer Techniker betonte die chamäleonartig wechselnde Farbe des Flusses:

[...] in der Tat gehört zu meinen lebhaftesten Jugenderinnerungen das Staunen darüber, dass man den Wienfluss manchmal innerhalb weniger Stunden rotes, dann grünes, endlich blaues Wasser führen sah, je nachdem eben ein Färber seine verschieden gefärbte Ware im Flusse wusch.<sup>8</sup>

Blaue **Farbstoffe** waren lange Zeit kostbar. Natürliches Ultramarin, ein lichtehtes Pigment aus dem Halbedelstein Lapislazuli, gab es in guter Qualität nur an einer Fundstelle in Afghanistan. Der Name dieser Farbe kommt von ultramarinus (lat. überseeisch) Sie wurde in mittelalterlichen Buchmalereien verwendet. 1828 gelang die künstliche Herstellung von Ultramarinblau, 1834 entstand die erste Fabrik dafür in Deutschland. Kobaltblau fand im alten China Verwendung zum Färben von Glasuren und Glas. Die industrielle Erzeugung begann nach 1795. Das von Künstlern verwendete Berliner oder Preussisch-Blau war, um 1704 entdeckt, der erste synthetische Farbstoff. Als Pflanzenfarbstoff fand Indigo ("aus Indien") bereits im Altertum Verwendung. Es handelte sich um den Farbstoff Anilin<sup>9</sup>. In Mariahilf erinnert daran die Anilingasse.

---

<sup>7</sup> Jakob Ebner: Wörterbuch historischer Berufsbezeichnungen. Berlin / Boston: de Gruyter 2015, S. 650 f. (Schlechtfärber), 664 (Schönfärber), 683 f. (Schwarzfärber)

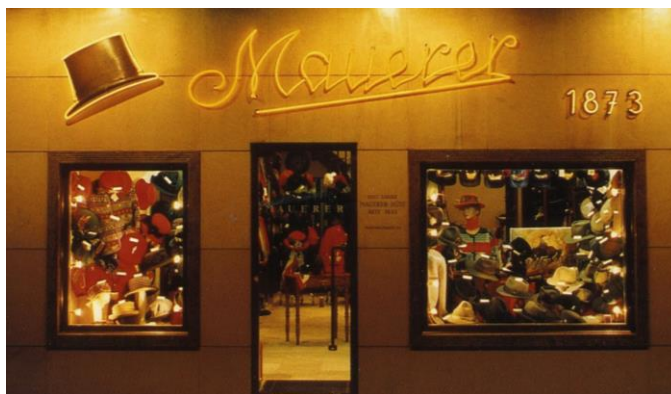
<sup>8</sup> Martin PAUL, Verlängerung der Wienflusseinschwümmung und der Stadtbahneindeckung in der Strecke von der Leopoldsbrücke bis zur Magdalenenbrücke, in: Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins (1915) 17/18, 2. Zit. nach: Jahrbuch Ver.f.Geschichte. Sandor Békésy: Die Metamorphosen des Wienflusses. Zur Geschichte der Vergesellschaftung der Natur am Beispiel eines städtischen Gewässers. Wien 2012

<sup>9</sup> ein Benzolring mit einer Aminogruppe ( $-NH_2$ ) und damit ein aromatisches Amin. Mit Säuren versetzt bildet es Anilinsalze. Die basische Wirkung von Anilin wird durch den mesomeren Effekt abgeschwächt, da dieser die Elektronendichte der Aminogruppe verringert.

## HutmacherInnen

In Mariahilf arbeiteten die HutmacherInnen v.a. entlang der Mariahilfer Straße bzw. in den angrenzenden Höfen. Die Kundschaft fand sich v.a. bei den wohlhabenden BewohnerInnen im „Seidengrund“ und in den zahlreichen Hotels.

Geschäftsportal der Hutfirma Mauerer.  
Bildquelle: Bezirksmuseum Mariahilf 2015



Zu den für Wien typischen Kopfbedeckungen zählten der *Zylinder*, die *Melone* (Fiaker oder Dienstbotenhut), der Girard (steifer Strohhut) oder auch der *Homburg*.<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Alexander **Girardi** (1850-1918) war ein österreichischer Volksschauspieler, der große Beliebtheit bei der Bevölkerung genoss. Er spielte an allen bedeutenden Bühnen Wiens und absolvierte Gastspiele in Berlin, Hamburg und Dresden. Girardi war ein immer modisch gekleideter Mann, der den **steifen Strohhut** mit abgeflachtem Kopfteil und flacher steifer Krempe populär machte. Dieser Strohhut aus Weizenstroh war mit zur übrigen Kleidung passenden Umbinden, meist aus Seide, garniert (Ursprung des Krawattenumbinds). Zur Jahrhundertwende war dieser Hut eine Massenkopfbedeckung für Herren. Die Form war mehr oder weniger immer gleich. Durch das Umbind konnte man sich abheben, bzw seine Zugehörigkeit zu Regimentern oder Clubs (England) anzeigen. Wurde und wird in Deutschland als Kreissäge, im angelsächsischen Sprachraum als Boater, in Frankreich als Canotier oder Chevalier Hut (nach Maurice Chevalier (1888-1972)) bezeichnet.

Der **Homburg** ist ein Herrenhut aus Haarfilz mit hochgebogener, eingefasster Krempe, einem Bridee. Er wurde als Homburg zu einem weltweiten Verkaufsschlager, nicht zuletzt weil er von vielen Politikern und Staatsmännern getragen wurde: Kaiser Wilhelm II., Konrad Adenauer, Bruno Kreiskys, Julius Raab, Anthony Eden. Der Homburg wurde ursprünglich in Bad Homburg vor der Höhe durch die 1806 gegründete Hutfabrik Möckel hergestellt. Der große Durchbruch für den Homburg kam mit dem Besuch des britischen Thronfolgers (später König Edward VII.) am 29. August 1882 in Bad Homburg. Edward gab ihn als Kurgast hier in seinem typischen eleganten Grau beim Hutmacher Möckel in Auftrag. „Erfunden“ hat er ihn nicht. Edward sah den Hut das erste Mal bei seinem Neffen, Kaiser Wilhelm II. in Homburg. Das neue Design verbreitete sich schnell und verdrängte alsbald den Zylinder.

**Melone** nennt man im deutschsprachigen Raum und in Wien den *Bowler*. Der Bowler ist ein steifer, abgerundeter Hut, der um 1860 erstmals in Southwark London von Thomas William Bowler gefertigt wurde und im englischsprachigen Raum nach seinem Erfinder Bowler heißt. Der Bowler ist aus schwarzem Haarfilz gefertigt und hat eine steife Krempe, die mit einem Bridee abschließt. Bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts war der Bowler die Kopfbedeckung der Banker Londons!

Der **Zylinder Hut** ist ein hoher, meist aus Haarfilz, zylindrisch geformter steifer Herrenhut mit ebenso steif geformter schmaler Krempe, die mit einem Bridee abgeschlossen ist. Der englische Hutmacher John Hetherington dürfte den Zylinder (Top Hat) um ungefähr 1800 bekannt gemacht haben. Heute wird der Zylinder in der Ascot Farbstellung (grau mit schwarzem Umbind und dem Einfass ton sur ton) vor allem bei Hochzeiten zum Cut oder in Ascot beim Pferderennen getragen. In Wien ist er ein unverzichtbarer Bestandteil am Red Carpet des Opernballs.

Quelle: Webseite Mauerer seit 1873. Hutlexikon: Wien 2015

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

Ein Hut wurde dazumal nicht „von der Stange“ gekauft, sondern individuell angefertigt. Dazu wurden spezielle dem Kopf angepasste Leisten wie für Schuhe verwendet. Eine besondere Anforderung waren die ab 1900 ständig wechselnden Hutformen der Damenmode: Während Zylinder v.a. aus Holz gefertigt waren und vor allem die Stirnkontur passen sollte, mussten Filz- und Modehüte auch nach oben weit höheren Anforderungen genügen...



#### Hutmacher.

Kolorierte Lithographie. Um 1860

1 Fachbogen, 2 Fachsieb, 3 Schlag- oder Fachholz, 4 Stampfer, 5 Walk- oder Bürstelbürste, 6 Federbürste, 7 Dampfkessel, 8 Bügeleisen, a Filzsohle, b Filzschuhe, c Kinderfilzhut, d Herrenhut, e Uniformhut, f Kastorhut, g Bauernhut

Bildquelle: Archiv Christian Nebehay, Rudi Palla. Verschwundene Arbeit. Das Buch der untergegangenen Berufe. Wien 2014 S. 107

Die Hauptaufgabe der Hutmacher war es, durch *Verfilzung* aus Wolle oder Tierhaaren ohne Bindemittel einen festen und dichten Stoff zu bilden und diesem Filz ohne Natur eine beliebige Form zu geben. Für die nicht aus Schafwolle verfertigten Hüte verwendete man vor allem Haare von Bibern, Bisamratten, Seehunden, Affen, Kamelen, Waschbären, Fischottern, Hasen, Kaninchen und Ziegen. Zur Herstellung des Hutfilzes wurden nun die Haare der mit Scheidewasser (das Quecksilber und Arsenik enthielt) gebeizten Felle durch Rupfen mit einem Rupfeisen oder Schneiden (Abmeißeln) mit dem Schneidblech entfernt, sortiert, gewaschen und getrocknet. Die *Beize* und ihre Zusammensetzung hat man früher geheim, gehalten

und ihr deshalb den Namen *secret* gegeben. Dieses Geheimnis trug freilich zur typischen *Hutmacherkrankheit* bei, die sich durch Zittern in den Gliedern, Gliederschmerzen und Lähmungserscheinungen äußerte.

Die nächste Arbeit war das „Fachen“ auf der Fachtafel, dem Arbeitstisch. Mit Hilfe des Fachbogens, einer langen Holzstange, die mit einer Darmsaite bespannt war und mit dem Schlagholz zum Schwingen gebracht wurde, lockerte man die Haare auf und formte aus der sich bildenden flaumigen Haarschicht ein dreieckiges sogenanntes Fach. Das Fach wurde angefeuchtet und durch Drücken, Reiben, Schieben unter Benutzung eines Siebes (Fachsieb) und weiteres Kneten in Leinentüchern oder dickem Papier in Filz verwandelt. Zum Formen des Hutes vereinigte man kegelförmig zwei Fache an den Rändern durch andauerndes Walken mit den Händen unter Zuhilfenahme des Rollholzes und Eintauchen in eine siedende Walkbeize; dabei wurde die Krempe gebogen und dann der Boden (Kopf) durch Ein- und Ausstoßen in die Form gebracht (in den Kranz geschlagen). Zum Trocknen und zur Formvollendung zwang man den Hut über eine Form aus Linden- oder Erlenholz.

Die Anfertigung *wollener Filzhüte* war mühsamer und nahm mehr Zeit in Anspruch, als bei Haarhüten; diese wurden aus Wollvlies, das wie ein Fach zugeschnitten war, gewalkt und geformt. Nach dem Färben und Lüften erfolgte über Holzformen ein abermaliges Waschen mit weichen Bürsten, das sogenannte Glänzen, und nach dem Trocknen das Steifen mit Leim, der eingedampft wurde.

Nun konnte der Hut zugerichtet werden, wobei er durch Bügeln Strich und Glanz erhielt. Seine gänzliche Vollendung erhielt er durch das Sattieren (Ausschmücken), worunter das Einfassen der Krempe, das Anbringen des Futters und des Schweißleders, das Aufnähen von Tresen und Federn gemeint war.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts bildete sich ein eigenes, meist unzünftiges Gewerbe der Staffierer (Hutschmücker, Hutstepper) heraus, die auch Putzmacherinnen beschäftigten. (...) Das Haarrupfen und –schneiden, das Fachen und Walken, das Färben und Staffieren wurde immer mehr von unterschiedlichen Arbeitskräften verrichtet. Den Meisterfrauen und Töchtern war es jedoch untersagt, „Männerarbeit“ zu leisten, und ihr Beitrag beschränkte sich auf das Hutschmücken und den Verkauf.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> Text und Bildquelle: Rudi Palla. *Verschwundene Arbeit. Das Buch der untergegangenen Berufe.* Wien 2014 S. 110

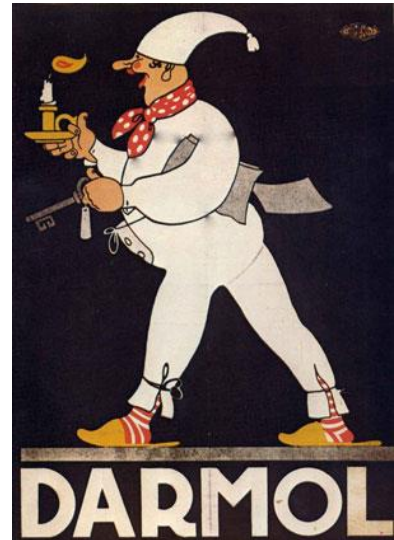
## Laternenanzünder

### Die öffentliche Beleuchtung in Mariahilf und die Geschichte ihrer Öl-, Gas- und Stromversorgung

Vor zweihundert Jahren und noch früher war es um die Beleuchtung in Wien und auch in den anderen Städten recht arg bestellt. Von einer öffentlichen und regelmäßigen Beleuchtung der Straßen und Plätze konnte überhaupt keine Rede sein. Zur Nachtzeit war die Stadt, insbesondere bei Neumond oder Wolken bedecktem Himmel in vollständige Finsternis eingehüllt. Höchstens, dass an bedeutenderen Stellen der Stadt – so bei den Stadttoren, Brücken, Festungstürmen, auch bei den wichtigeren Wachposten, wie der Stadtwache ober der Peterswache am Petersfreithofe - mittelst brennender Kienholzspäne die Nacht hindurch Licht unterhalten wurde, wie dies noch heutzutage in manchen Gebirgsdörfern, v.a. in den Alpen, üblich ist.

Dieben, Einbrechern, Brandlegern, Wegelagerern und anderem lichtscheuen Gesindel kam diese nächtliche Finsternis sehr zustatten, und das Schlimmste dabei war, dass zur Sicherheit der Bürger wenig oder gar nichts beigetragen wurde.

Darmolreklame 1905. Aegidi-Apotheke in Mariahilf  
Bildquelle: Bayerische Wachszieher-Innung –



**Kerzeninnung**

Um der immer mehr um sich greifenden Unsicherheit in den Straßen und Gässchen ein Ende zu machen, erging der Befehl, dass nach dem – von einem der Heidentürme des Stephansdomes aus gegebenen Hornsignale niemand mehr ohne Licht in den Straßen gehen dürfe. Da musste denn jedermann des Nachts sein Licht bei sich tragen. Allerdings ließen die Vornehmen, die Landherren und Adeligen, durch Läufer und Lakaien sich Fackeln und Windlichter vorantragen. Und je wohlhabender und vornehmer einer war desto größer war die Zahl der Lichter, welche ihn umgab.

Seit dem Jahre 1449 gab man anstatt des Hornsignales ein Zeichen mit einer Glocke, der „Bierglocken“, welche ebenfalls im Heidenturme sich befand. Der Befehl, dass niemand mehr nach dem Bierglocken-Zeichen ohne Licht die Gassen betrete, musste in der Reformationszeit erneuert werden. Anlass hierzu gab der Umstand, dass es der protestantische Pöbel auf das Leben der Priester abgesehen hatte. Die Unsicherheit war übrigens so sehr gestiegen, dass Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1561 sich genötigt sah, alle Volksbelustigungen abzuschaffen, so die Schlittenfahrten und Mummereien, insbesondere die von den protestantischen Landherren veranstalteten Masken- und Spottaufzüge, die im Jahre 1560 am Stephansfreithofe und am Kienmarkte in blutige Raufereien ausgeartet waren. Es wurde strenge geboten, dass man „auf den Gassen, so pallt man die gedacht Bierglockhen verleit hat, on ain Licht nit mer khommen solle; Alles bei Vermeidung Irer Majestät schwerer Ungnad und Straff.“

Solche Vorschriften wurden bald mehr, bald weniger streng gehandhabt, je nachdem die bestanden Verhältnisse, z. B. in Pest- und Kriegszeiten, nach schweren Unglücksfällen, Überschwemmungen und Brandstiftungen – größere oder geringere Achtsamkeit verlangten.



Um den bestehenden Übelständen aber endgültig abzuweichen, übertrug Kaiser Leopold I. dem Reichsgrafen und Statthalter von Niederösterreich Johann Quintin Jörger<sup>12)</sup> die Aufgabe, einen Plan auszuarbeiten zur Einführung einer öffentlichen Stadtbeleuchtung, wie eine solche schon längst in französischen und reichsdeutschen Städten bestand.

Der Plan, den Graf Jörger entwarf, wurde vom Kaiser am 4. Dezember 1687 genehmigt. Die Probebeleuchtung fand am 7. November 1687 statt und befriedigte allgemein. Am Pfingstsonntage des Jahres 1688, am 5. Juli, dem (Geburtstage der Kaiserin, wurde die *allgemeine Beleuchtung* eingeführt, und nach und nach wurden alle Straßen und Gässchen der (inneren) Stadt mit Laternen versehen.

Die kleinen und schmalen Gefäße der Lampen waren mit Talg (Unschlitt) angefüllt. Sie befanden sich in einem nach unten weit ausgebauchten Glaskasten. Diese Laternen, für deren Instandhaltung das „eigene Amt am tiefen Graben“ zu sorgen hatte, hingen nach Pariser Muster<sup>13)</sup> an Rebschnüren mitten über der Gasse und mussten beim Anzünden, Auslöschten und Reinigen herabgelassen werden. Allenthalben besprach man natürlich den Fortschritt, dessen sich die Stadt nunmehr erfreute.

Interessant ist jene drakonische Verordnung, welche an alten Straßenecken seit dem Tage angeschlagen war, an welchem die Stadtbeleuchtung allgemeine Einführung fand. Sie lautete:

*„Wer die bereits auf vielen Orten aufgerichteten Laternen boshafter Weise destruiert, er sei auch wer er wolle, dem wird die rechte Hand abgehacket und er wird sicherlich dieser Strafe nicht entgehen.“*

Dass aber diese Beleuchtungsart – wenigstens nach heutigem Begriffe – sehr viel zu wünschen übrig ließ, ist gewiss. Das kleine Flackerlicht in der unschönen weitbauchigen Laterne verbreitete nur einen matten Lichtschein und konnte vor den Winden nur wenig geschützt werden. Der bei jeder Gelegenheit übersprudelnde Wiener Witz zeitigte auch hier seine Früchte, indem die Spötter meinten. Die Wiener Stadtbeleuchtung sei nur dazu da, um die Finsternis besser sehen zu können. Überdies war auch die Handhabung beim Anzünden, Auslöschten und Reinigen eine höchst schwerfällige und mangelhafte.

Später entfernte man allerdings die Schnüre, und die Laternen wurden an drei langen massiveisernen Stangen befestigt, welche in Manneshöhe in die Mauern eingekittet waren.

Einen entscheidenden Fortschritt bedeutete es aber, indem man anstatt des Unschlittes Öl verwendete, bei welcher Gelegenheit auch die hässlichen, plumpen Lampenkasten durch zierlichere, den heutigen Laternen ähnliche, ersetzt wurden.

Für die Bedienung der Laternen hatten von nun an, allerdings gegen Vergütung von Seite der Stadtverwaltung, die betreffenden Hausherrn Sorge zu tragen. Nur die Beistellung der Lampen besorgte der Magistrat selbst. Den Hausherrn oblag die Pflicht, die Lampen bei den Stadt-Ölereien täglich reinigen und füllen zu lassen, und zwar entweder im Ölerer-

---

<sup>12)</sup> Graf Jörger (geb. 1624, gest. in Wien am 17. Januar 1705 in seinem Hause, I., Teinfaltstraße Nr. 64, jetzt Nr. 3), hat sich um das Aufblühen der Stadt Wien wesentliche Verdienste erworben. Außer der ersten *Stadtbeleuchtung* verdankt ihm Wien eine verbesserte *Feuerlöschordnung*, eine genaue Vorschrift zur Pflasterung und Reinhaltung der Straßen und eine neue Marktordnung. Die ehemalige Alsbachstraße zwischen Hernals und Währing ist nunmehr nach ihm benannt (Jörgerstraße).

<sup>13)</sup> Durch die Rebschnüre, mittelst welcher die Laternen in den Gassen befestigt waren, wurden die Pariser damals zu dem bekannten Ausrufe verleitet: „*Aux Lanternes!*“ D.h. „(knüpft ihn) an die Laternen!“

---

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Haus „zum Hannenbeiß" am Hof Nr. 322 (jetzt Nr. 5), woselbst seit 1687 (?) ein Verkaufsgewölbe bestand, oder beim Ölerer am Peters-Freithof, wo in einem der Häuschen hinter der Kirche der Ölerer-Laden war. Diese beiden Ölerer hatten wieder das Öl und das Lampenzugehör beim Hauptölerer im Gusshause am Kaiserwege (der jetzigen Favoritenstraße) zu beschaffen.

Wenngleich diese Art der Stadtbeleuchtung verhältnismäßig wenig Kosten für die Stadt verursachte, so war doch die Manipulation eine ebenso schwerfällige wie umständliche, insbesondere war sie für die Hausherren eine lästige Verpflichtung. Die Lampen mussten täglich im Laufe des Vormittags dem Stadt-Ölerer überbracht und nachmittags wieder abgeholt werden. Dasselbst gab es fast täglich, da jeder zuerst abgefertigt sein wollte, Gezänke, Streitigkeiten, nicht selten Schlägereien. Um diesen Unzukömmlichkeiten abzuhelpen, verfiel der Freithof-Ölerer, auch sonst ein pfiffiger Mann, auf den glücklichen Gedanken, jedem Kunden bei Übernahme der Lampen einen auf Namen lautenden, mit einer fortlaufenden Nummer versehenen Zettel auszufolgen. Bei Abgabe der Lampen an die Kunden wurden dieselben nach der Reihe der Nummern vorgerufen; wer abwesend war, musste bis zum Schlusse dieser Amtshandlung warten. Dieselbe ging von nun an ohne Ruhestörung vor sich, und der Freithof-Ölerer stieg in Folge dessen so sehr in der Achtung seiner Mitbürger, dass ihn diese sogar in den Stadtrat wählten.

Bei dieser Manipulation blieb bis mit geringen Änderungen, es endlich in unserem Jahrhunderte die Gasbeleuchtung eingeführt wurde.



Altwiener Laternenanzünder mit seinem Werkzeug (bis 1850). Bildquelle: BM Mariahilf

Indem ich nun am Schlusse meiner Ausführungen angelangt bin, will ich den Lesern und Leserinnen von „Alt-Wien" nicht vorenthalten, wie sich der redselige Stadtchronist Fuhrmann über die erste Beleuchtungsart äußerte. Er schrieb:

*„Nicht nur wegen unvergleichlich schönen Kirchen und Profan-Gebäuden. hat Wien bey hellen Tag, sondern auch bey stock finsterner Nacht in ander Wegen ein Majestätisches Ansehen. Das alte Rom wusste sich vor Freyden schier nicht zu fassen, da bey triumphierlichen Einzügen, oder sonst bei grossen Festinen, die ganze Stadt Nachts-Zeit beleuchtet wurde. So ansehnliches Spectacul wird jedwedere Nacht in der Stadt Wien aufgeführt, indem alle Gassen und Strassen mit an die Häuser, mit eisen Stangen angeheften grossen Laternen und ausser der Kaiserlichen Burg mit 1654: Der Burg-Plaz aber mit 40 brennenden Lampen, die täglich mit Unschlitt gefüllet, und aus dem eigenen Amt im tieffen Graben geliefert werden, illuminieret prangen, und so commod und sicher bey der Nacht, als bey Tage zu gehen, und zu fahren ist. So prächtiges Ansehen macht die gleichmässige Beleuchtung vom Burg-Thor aus bis Schönbrunn, wo Sommers-Zeit denen höchsten Herrschaften zu residiren belieben, und die ganze Strassen mit 452 Lampen erleuchtet wird." <sup>14</sup>*

Gasanzünder bei der Arbeit. Bildquelle Eva Owens

<sup>14</sup> Conrad Richter. Zeitschrift „Alt-Wien“, Wien, Jahrgang 1897 Wien. 1897

Die Straßenbeleuchtung mit Öllampen dauerte von 1688 – 1850. Das Öl musste ständig beim „Ölerer“ nachgefüllt werden und die Laternen zu vorgegebenen Zeiten angezündet und gelöscht werden. Bei öffentlichen Laternen besorgte dies ein öffentlich bestellter *Laternenanzünder*. Einen *Türmer* zur Feuerwache und Kontrolle der Beleuchtung im Südturm der Stephanskirche beschäftigte die Gemeinde bis 1955.

## Gasbeleuchtung

Die verkehrstechnisch günstige Lage an der alten Römer- und späteren Poststraße nach Linz prädestinierte die Mariahilfer Straße als Verbindung zwischen den Verwaltungszentren in der Inneren Stadt und der kaiserlichen Residenz in Schönbrunn. Sie diente aber auch als *Raststation* für Einreisende und *Verkaufsstelle* der angrenzenden landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebe. Als erste Vorstadtstraße erhielt die Mariahilfer Straße deshalb schon ab 1851 eine öffentliche Gasbeleuchtung. Schon 1826 wurde sie – im Gegensatz zur Gumpendorfer Straße („Kothgasse“) – bis zum Gürtel gepflastert.



Dass die Wahl 1850 auf das Stadtgas<sup>15</sup> fiel, ist aus mehreren Gründen verständlich. Zum einen waren die neuen Laternen wartungsfreundlicher als die Öllämpchen (sie mussten zwar noch angezündet, doch konnte die Gaszufuhr von unten gesteuert werden; auch die Verrußung war vergleichsweise minimal). Zudem waren die *modernsten* leitungsgebundenen Übertragungsformen vor der Entwicklung der Elektrizität dazumal Druckleitungen für (Ab-) Wasser, (Druck-) Luft und Gas *und sie waren unter der Erde verlegt*.

Altwiener Laternenanzünder für Gasbeleuchtung (ab 1850 bis Wk1). Bildquelle: BM Mariahilf

Im Zuge der Errichtung von Gaswerken (Private Gaswerke) kam es auch zur Aufstellung von Gaslaternen zur Beleuchtung der öffentlichen Verkehrsflächen (öffentliche Beleuchtung). Sie wurden durch öffentlich besoldete *Laternenanzünder* (Laternenwärter) gewartet (Anzünden, Löschen, Putzen, Reparieren).

<sup>15</sup> *Stadtgas* oder *Leuchtgas* bezeichnet ein seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weithin übliches Brenngas, das zumeist in städtischer Regie durch Kohlevergasung hergestellt wurde. Es diente zur Beleuchtung von Straßen und Wohnungen und dort auch zum Betreiben von Gasherden und Gasdurchlauferhitzern.

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

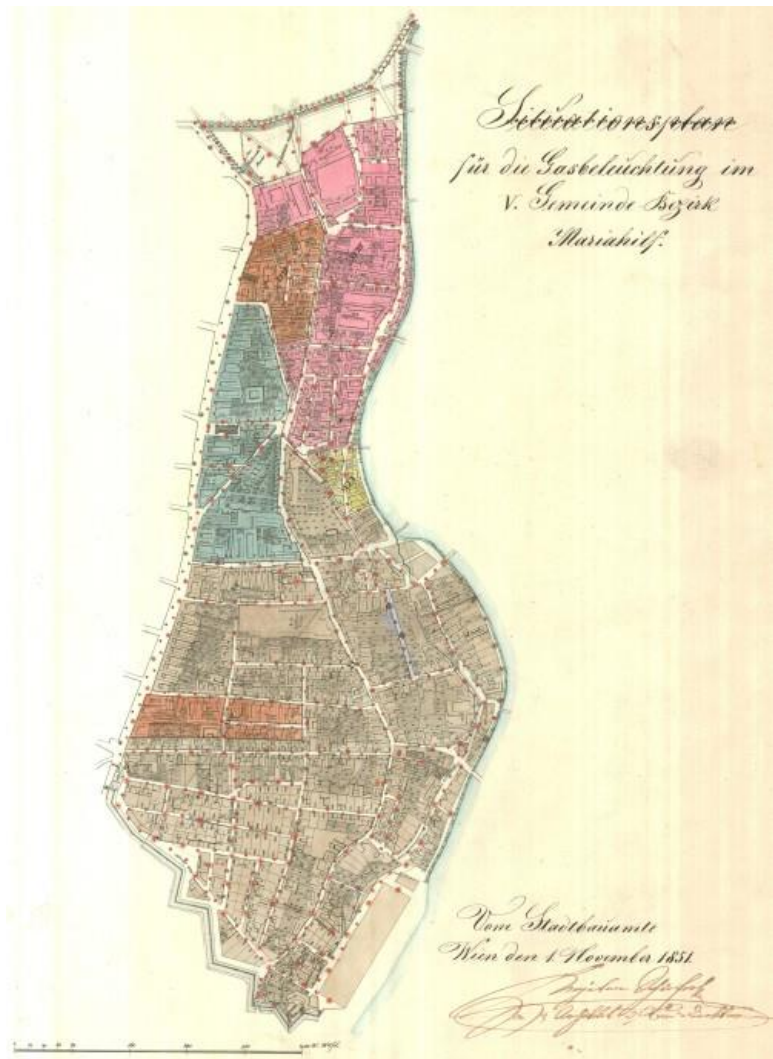
Die Gaslaternen lösten die bis dahin üblichen gewesenen Öllampen ab. Anfangs hatten die Laternen hölzerne Pfähle, später gusseiserne; bei diesen unterschied man zwischen der Englischen Gaslaterne (Kandelaber mit kleeblattförmigem Querschnitt und viereckiger Gaslaterne, deren Dach einen Pinienzapfen oder eine flammenförmige Bekrönung trug), die städtische Gaslaterne (runder Kandelaber, den das Wappen der Stadt Wien zierte, kegelförmige Dachbekrönung) und Sonderausführungen (etwa Gaudenzdorfer Gaslaterne mit Radabweiser zum Schutz vor Fuhrwerken oder reich verzierte Prachtlaternen auf besonderen Plätzen der Stadt).

Bezirksplan von Mariahilf 1851. Die Standorte der Gaslaternen sind handschriftlich mit roter Tinte eingezeichnet. Bildquelle: WStLA

Als sich die Kritik an der privaten Imperial-Continental-Gas-Association (*Private Gaswerke*) wegen der offenkundigen Unzukömmlichkeiten (Versorgung, Preisgestaltung und so weiter) verstärkte, wurden 1872 im Zuge der Diskussionen um eine Vertragsverlängerung mit der englischen Gesellschaft erstmalig Pläne für eine städtische Gasversorgung ausgearbeitet (nicht realisierter Gemeinderatsbeschluss vom 4. Juni 1872 zur Errichtung eines städtischen Gaswerks, für das dem Direktor der städtischen Gasanstalten in Triest, C. R. Kühneil, die Planung übertragen wurde), doch sprach sich die liberale Mehrheit im Gemeinderat letztlich aus grundsätzlichen Erwägungen gegen ein Engagement der Gemeinde aus.

Der Vertrag wurde daraufhin 1875 unter Bürgermeister Cajetan Felder gegen den Widerstand der Opposition verlängert (Gültigkeitsdauer 1877 - 1899).

Die öffentliche Gasbeleuchtung allein in *Mariahilf* war für damalige Verhältnisse einigermaßen flächendeckend. (Siehe Plan 1851) 1913 gab es in Wien 45.000 öffentliche Gaslaternen.



Alte Gaslaternen bei der Rudolfsbrücke (Magdalenenstraße 2).  
Aquarell von Richard Moser 1914.  
Bildquelle BM Mariahilf

Mariahilf wurde vorzugsweise durch das *Gaswerk Fünfhaus* versorgt (errichtet 1840<sup>16</sup>, abgetragen 1911). Es handelte sich um ein privates Kraftwerk<sup>17</sup>, errichtet durch die von Theodor Friedrich Hené im Jahr 1839 gegründeten *Gesellschaft zur Beleuchtung mit k. k. ausschließlich privat verbessertem Gas*, und es versorgte bereits im Oktober des gleichen Jahres die Straßenbeleuchtung der Schönbrunner Hofstraße zwischen der Wiener Linie und dem Beginn des Vororts Fünfhaus.



Sein Abriss fällt ziemlich genau mit der Errichtung der nahen Mollardschule zusammen, die für ihre Energieversorgung nunmehr auf die neuere *Elektrizität* und *Dampfkraft* (Gewerbehof) setzte.

Abriss des Gasometers Fünfhaus um 1912. Bildquelle: Vintage Vienna, Richard Weihs

Schon 1920 begann jedoch das "*Gaslaternensterben*". Für den Übergang zur elektrischen Straßenbeleuchtung waren rein finanzielle Gründe ausschlaggebend: So kostete der Betrieb einer Gaslaterne jährlich rund 1.300 Schilling, der einer elektrischen Lampe mit höherer Leuchtkraft nur 310 Schilling.

<sup>16</sup> Als solches versorgte es ab 1859 auch den nahe gelegenen Westbahnhof.

<sup>17</sup> Im Jahr 1842 wurde das Gaswerk Fünfhaus über einen Strohmann von der englischen Imperial-Continental-Gas-Association ICGA als ihr erstes Gaswerk in Wien erworben und weitergeführt. 1843 wurde das Gaswerk von den neuen Eigentümern abgerissen und neu aufgebaut.

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

## PerückenmacherInnen

Entstanden zunächst als Hofhandwerker mit dem Aufkommen der Perückenmode in der Zeit Ludwigs XIV., als die Perücke in den Rang eines Kleidungsstückes erhoben wurde. Man nutzte natürlich schon im Altertum Perücken aus Menschen- und Tierhaaren sowie aus Pflanzenfasern und Gräsern, um ehrfurchtsgebietender oder furchterregender zu erscheinen. Im Mittelalter und später war es dann üblich, bei Verlust des natürlichen Haares Perücken die aus ledernen Deckelhaben mit angehefteten fremden Haaren bestanden, zu tragen, wobei die Träger es hinnehmen mussten, dass „zwischen ihrer Kopfhaut und dem Schopf aus zweiter Hand zollbreite Lücken“ klafften.

Stammhaus der **Fa. Fritz Brenning** in 1060  
Magdalenenstraße 22, daselbst 1899-2017



Das änderte sich, als der französische Perruquier Ervais in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann, Perücken mittels sogenannter Tressen zu verfertigen, womit die Kopfform nachgeahmt werden konnte. Die Tresse war eine Art schmales Band, an dem einzelne Haarbündel mit Seidenfäden aneinandergeknüpft waren. Mit diesen Tressen, von großer Zahl und bestimmter Länge, wurde die über einen hölzernen Perückenkopf gespannte textile Haube oder Montur benäht, die den Kopfmaßen des Kunden entsprach.

Die französische „Erfindung“ der Perücke verbreitete sich durch hugenottische Flüchtlinge rasch über die meisten Länder Europas. Allein in Frankfurt am Main waren bis 1714 ein Viertel aller Perückenmacher Franzosen. In Berlin entstand 1716 die erste Perückenmacherzunft, nachdem unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1620 – 1688) die Perücke als Repräsentationsobjekt an deutschen Fürstenhöfen Eingang gefunden hatte.

Auch bei Beamten und Ärzten, Richtern, Geistlichen, Lehrern und niedrigen Hofbediensteten setzte sich die Perücke als Standessymbol durch. Schließlich wurde sie durch günstigere Herstellungsmöglichkeiten – weniger und kürzere Haare – auch für das Bürgertum in den Städten erschwinglich und zu „unentbehrlichen Stücke einer anständigen Kleidung“. Vom Einfluss der Perücke auf das Körperverhalten berichtete Goethe in *Dichtung und Wahrheit*: „Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in acht nehmen musste, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verraten, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, dass ich mich eine Zeitlang ruhiger und gesitteter benahm, mir angewöhnte mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen. War mir unter diesen Umständen eine heftige körperliche Bewegung versagt, so entfalteten sich unsere geselligen Gespräche immer lebhafter und leidenschaftlicher, ja sie waren die interessantesten, die ich bis dahin jemals geführt hatte“

Die Beliebtheit der Perücke machten sich die Herrschenden sogleich zunutze und belegten ihre Träger mit einer gar nicht geringen Steuer. Ob sie entrichtet wurde, konnte an einem an der Innenseite der Perücke angebrachten Siegel überprüft werden. Solche Kontrollen verliefen, wie berichtet wird nicht immer reibungslos. Weigerte sich nämlich der Perückenträger, seine Kopfbedeckung abzunehmen und dem Beamten die Steuermarke zu zeigen, dann musste dieser versuchen, mit Gewalt der Perücke habhaft zu werden, was gelegentlich in handgreifliche Auseinandersetzungen ausartete. In Preußen wurde die Perückensteuer 1717 abgeschafft.

„Die Paroquen seynd wie die Verwandlungen bey dem Ovidio“, stellte Herr Reiner in seinem 1748 zu Nürnberg erschienenen *Curiosen Tändel-Markt* fest. „ Sie



machen aus einem alten Greisen einen munteren Jüngling, und wird durch ihre langen Wuckerl mancher Buckel unsichtbar, die Paroquenmacher müssen sich fast nährisch studieren über die neuen Erfindungen so vielerley Paroquen, man sieht lange Paroquen , knüpfte Paroquen, kurze Paroquen, züpfte Paroquen, kahle Paroquen, zauste Paroquen, zierte, frisierte, geschmierte Paroquen, Spanische und Französische Paroquen, in Summa allerhand Paroquen. Die Vielfalt der Perückenmodelle war erstaunlich: von der Encyclopédie perruquière wurden 1764 insgesamt einhundertfünfzehn unterschiedliche Modelle beschrieben. Jede Perücke, ja sogar Lehrlinge und Waisenhausschüler zierten sich mit weißen „ziegenhaarigen Perrucken“. Die prächtigste aller Perücken war zweifellos die

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

Allongeperücke mit hüftlangen gekräuselten Haaren. Kreiert hatte dieses „Symbol des Zeitalters“ Binet, der Leibfriseur Ludwig des XIV., etwa um 1670. Nach 1700 verbreitete sich die bequeme Knotenperücke, bei der das seitliche Haar zopfähnlich zusammengebunden war. Die Haarbeutelperücke fasste die Haare am Hinterkopf in einem schwarzen Taftsäckchen zusammen, das mit einer im Nacken sitzenden Schleife geschlossen wurde. Bei der Stutzperücke, einer verkürzten Nachahmung der Allongeperücke, waren die kinnlagen Seitenhaare in horizontalen Locken um den Kopf gelegt. In Deutschland kam um 1750 die Zopfperücke auf, in Anlehnung an den natürlichen Zopf beim preußischen Heer seit Friedrich Wilhelm I. die neben der eleganteren Haarbeutelperücke die männliche Haarmode der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beherrschte (Zopfzeit). Spätere Perücken, die nur eine Stelle bedeckten und aufgeklebt oder durch Federn festgehalten wurden, halbe Perücken, Toupets und Platten.

Der Perückenmacher beschäftigte sich nicht nur mit der Herstellung neuer Perücken, sondern auch mit der Auffrischung dem „Accomodieren“ der Aufbewahrung und der Umarbeitung gebrauchter Perücken. Werkzeuge und Technik werden auf der Tafel 1888 und 1889 in Diderots *Encyclopédie* abgebildet. Zu sehen sind: Kardätschen, Hecheln, Kräuselhölzer, eine Tressierbank, ein Etagierlineal (auf dem die Maße der Tressen verzeichnet wurden), verschiedene Käämme und Brenneisen, Scheren, Puderquasten und -masken, Papilloten (Haarwickel), Aufrolltechniken, Haarpakete und Knüpftechniken der Tressen. Das rohe Haar, das vielfach von Menschen aus Zuchthäusern, Kriegsgegenden und verarmten Landregionen stammte, wurde von Schmutz und Fett befreit, gehechelt, nach Farbe und Länge sortiert und gekräuselt. Dazu dienten die runden, fingerlangen Kräuselhölzer aus Buschbaumholz, auf die man die Haare aufwickelte und bis zu drei Stunden lang in Regenwasser kochte. Nach dem Trocknen wurden die Haare, ohne sie von den Hölzern abzunehmen, in Brotteig eingeschlagen und ungefähr weitere drei Stunden im Backofen gebacken, damit die Lockenform dauerhaft wurde. Aus losgewickelten Haaren konnten nun die bereits erwähnten Tressen gefertigt werden. War die Perücke fertig, wurde frisiert, parfümiert, oft auch mit Pomade gefestigt und gepudert.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wich die Perückenmode nach und nach der natürlichen Haarpflege, und die beschäftigungslosen Perückenmacher sattelten auf Damenfriseure um.<sup>18</sup>

---

<sup>18</sup> Text und Bildquelle: Rudi Palla. *Verschwundene Arbeit. Das Buch der untergegangenen Berufe.* Wien 2014 S. 173



## LebzelterInnen (auch Lebküchler)



Zu den ältesten Gewerben überhaupt gehört die „Lebzelterei“, die eng verbunden war mit der „Wachszieherei“. Die in der Webgasse 17 seit 1865 bestehende Firma **Hans Kulhanek** zählt zu den wenigen Traditionsbetrieben Österreichs. Von Eduard Kramer begründet, wurde der Betrieb 1900 von Richard und Karoline Kulhanek, den Eltern des heutigen (seit 1939) Besitzers,

erworben. Der Vater betrieb noch die Wachszieherei. Obgleich derzeit nur Lebzelterei und Zuckerbäckerei ausgeübt werden, will Hans Kulhanek die Wachszieherei wieder aufnehmen, da handwerklich hergestellte Zierkerzen in der modernen Raumgestaltung viel Verwendung finden. Hans Kulhanek ist seit 1958 Nationalrat, Innungsmeister der Zuckerbäcker und bekleidet eine Reihe anderer Funktionen.<sup>19</sup>

LebzelterInnen stellten Backwerk aus Mehl und Honig (Honig-oder Pfefferkuchen) her und verfeinerten es mit Gewürzen, Mandeln und Nüssen. Seine Beliebtheit verdankt der Lebzelter aber vor allem den vielfältigen Formen (Tafeln, Scheiben, Herzen Rauten) und gestalten (Nikolaus und Krampus, Wickelkinder, Soldaten, Reiter, Jäger, Paare, Hirsch, Adler) die oft noch mit religiösen oder profanen Motiven oder Schriften verziert waren, die mit Holzmodel in den Teig gepresst wurden. Gebräuchlich war die Darstellung des Lebensbaumes, der „Acht Seligkeiten“, von Sichel, Sagengestalten oder Gnadenbildern, und die Zahl drei auch einem Lebkuchenherz bedeutete – durch den annähernden Gleichklang beim Aussprechen – so viel wie „treu“

Der richtige Lebzeltteig, dessen genaue Rezepte gut gehütet wurden, musste nicht nur mühevoll geknetet werden, sondern etliche Wochen im Keller „rasten“. Berühmtheit erlangten die Nürnberger Lebkuchen, stets durch die eingedrückten fünf Mandelkerne erkenntlich, die Leckerli aus Basel, deren Oberfläche mit Vanillezucker marmoriert war, die „Karlsbader“, mit dichtem Eiweißglasur überzogen, die „Pressburger“ mit gestifteten Mandel bestreut, und schließlich der Lebzelten aus Thorn und Danzig. Im 19. Jahrhundert kam dann die „beeiste Ware“ auf, bei der mit Spritzsäcken feine Linien, breite Bänder und aufgesetzte Rosetten aus weißem oder farbigen Zuckereis aufgetragen wurden.

<sup>19</sup> Hubert Kant: Das Wiener Heimatbuch. Mariahilf. Wien 1963, S.328, auch die Abbildung.

---

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20



Die Fa. Altmann verkaufte ihre Kerzen kurzzeitig auch auf der Mariahilfer Straße, neben dem Raimundhof.

Bilquelle: Josef Altmann

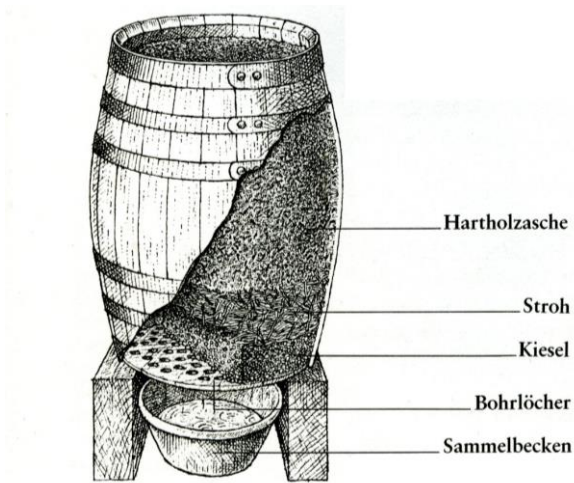
Lebzelter übten recht oft auch den Beruf des „**Wachsziehers**“ aus, denn für beide Produkte

waren der Honig und das Wachs der Bienen erforderlich. Pfeffern hieß ein weihnachtlicher Volksbrauch in Süddeutschland und Österreich, worunter das Peitschen mit der glückbringenden Rute und das Beschenken des Schlagenden mit Lebkuchen verstanden wurde. Als Pfefferleinstag galt meist der Stephanitag (26. Dezember) oder der Tag der „Unschuldigen Kinder“ (28. Dezember).<sup>20</sup>

<sup>20</sup> Rudi Palla. Verschwundene Arbeit. Das Buch der untergegangenen Berufe. Wien 2014 S. 158

## Seifensieden und Aschensammeln

Die Kunst der Seifenherstellung wurde sicher auf einfachem Weg entdeckt: Um eine fettige Pfanne zu reinigen bewährte sich die Holzasche vom offenen Feuer, welches



**Lauge herstellen**  
Zuerst bohrt man Löcher in den Boden eines Fasses und füllt eine Schicht Kiesel hinein zur besseren Drainage. Darauf kommt ein wenig Stroh und dann Hartholzasche. Nun gießt man Regenwasser darüber und wartet geduldig, bis die Lauge unten aus den Löchern tropft.

sich darunter fand. Der chemische Prozess beruht auf der sogenannten „*Verseifung*“, d.h. die starke Lauge der Asche neutralisiert Fettsäuren und führt zur Seifenbildung. Die „Kunst“ bestand danach darin, ein haltbares Produkt herzustellen, das auch für den einfachen Haushalt, der sich die folgende Prozedur nicht antun

wollte, herzustellen und zu vermarkten.

Die aus der Asche gewonnene Lauge ist ziemlich aggressiv und muss daher vorsichtig neutralisiert werden. Dazu verwendet man ausgelassenes oder gekochtes Fett – es soll ja nicht ranzig werden – aus Talg (Rinderfett), Schmalz (Schweinefett) oder pflanzliche Fette (Öle). Die so gewonnene Seifenlauge soll sich in kochendem Wasser sofort auflösen. Vor dem Abkühlen rührt man Salz dazu – dadurch wird die Seife danach hart<sup>21</sup>. Die reine Holzasche (Kohlenasche ist für die Laugenherstellung unbrauchbar!) wurde also in den Haushalten gegen geringes Entgelt vom **Aschenmann** gesammelt und danach an die **Seifensieder** weiterverkauft. Als Umschlagplatz diente ein Markt auf dem ehemaligen Freihausgelände, der um 1900 auf den neu überdachten Wienfluss entlang der Linken Wienzeile übersiedelte: Der „**Aschenmarkt**“, im Volksmund „**Der Wiener Naschmarkt**“.

Der **Beruf** des Aschenmanns bot im 18. und 19. Jahrhundert, als man in Wien mit Holz heizte, Angehörigen der unteren Schichten ein bescheidenes Einkommen. Sie besuchten ein bestimmtes Gebiet und machten mit dem Ruf "(K)ein' Aschen" auf ihr Kommen aufmerksam. Mit einer Krücke holten sie die Holzasche aus dem Herd und füllten diese in die Butte, die sie auf dem Rücken trugen. Sie zahlten ein geringes Entgelt und verkauften den Rohstoff an Seifensieder und Leinwandbleicher. Die ärmlich gekleideten Hausierer trugen Fürtuch (Schürze) und breitrandigen Hut. So zeigt Moritz Schwinds bekannte Darstellung Ferdinand Raimund in dieser Rolle.<sup>22</sup>



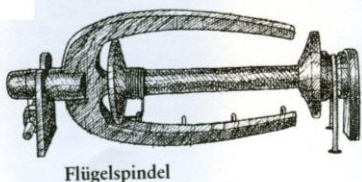
<sup>21</sup> John Seymour: Vergessene Künste. Bilder vom alten Handwerk. Stuttgart 1984

<sup>22</sup> Text- und Fotoquelle: Austria Forum

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

## Spinnen und Weben



Flügelspindel

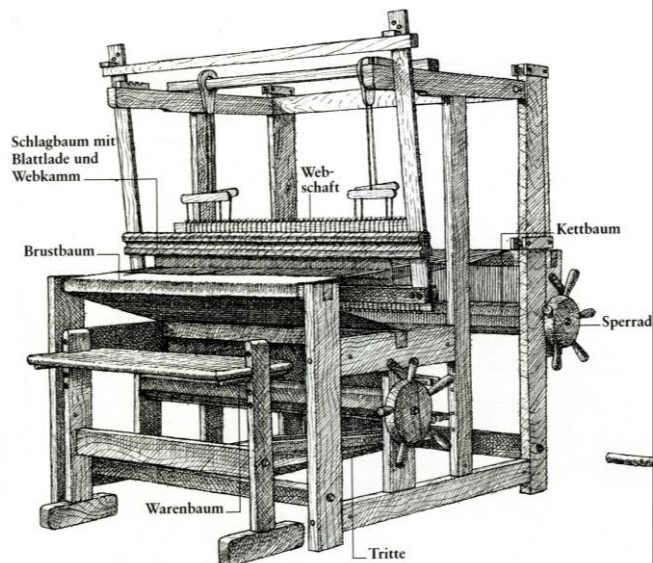
### Spinnmaschinen

An diesem Spinnrad befindet sich ein U-förmiges Stück Holz, die Flügelspindel. Die Rohfasern werden durch die Flügelspindel gezogen, die sie durch ihre Drehung in Garn verwandelt. Die Flügelspindel wickelt das Garn auch auf die Spule, da die Spule sich langsamer dreht als die Flügelspindel.

Die Technik der Behandlung von Naturfasern geht wahrscheinlich auf die Herstellung von *Filz* aus Tierharen zurück, die sich durch mechanische Einwirkung oder Wärme dauerhaft verwirken. Die gezielte Verlängerung der kurzen Fasern (Wolle, später Gräser) zunächst nur zu *Schnüren* ging offenbar mit dem Korbflechten einher. Je feiner die Schnüre – durch *Drehen und Flechten* – zu Garnen verarbeitet wurden, desto feiner waren auch die daraus durch kreuzweises Übereinanderlegen *gewebten* und wie beim Filz weiterbehandelten Gewebe, desto besser geeignet waren sie auch für eine Verarbeitung zur *Kleidung*.<sup>23</sup>

Mit der höheren *Fertigungstiefe*, bei der Produktion von Textilien – d.h. nicht nur mehr ein HandwerkerIn lieferte die Grundstoffe und die *Arbeit* für das Endprodukt - wuchs auch die Anforderung an verfügbare *natürliche Ressourcen*:

Vor allem *Wasser* zur wiederholten Behandlung der Zwischenprodukte (v.a. nach dem *Färben*), *Flächen zum Trocknen* danach und *Energie* (Mühlen<sup>24</sup>) zum Betrieb der großen Webstühle. Alle diese Voraussetzungen waren am linken Wiental-Ufer vorhanden.



1870 fanden sich 64,2 Prozent der *Weber-*, 46,4 Prozent der *Schönfärber-* und 38,5 Prozent der *Seidenfärberbetriebe*<sup>25</sup> aus Wien hier in Mariahilf.

<sup>23</sup> John Seymour: Vergessene Künste. Bilder vom alten Handwerk. Stuttgart 1984

<sup>24</sup> Der englische Begriff „Mills“ steht für die Fabriken der frühen Industrialisierung: Auch dampfbetriebene Mühlen bedurften einer Wasserversorgung

<sup>25</sup> Die Seidenraupenzucht, wiewohl zwischen den südhängigen Obstgärten naheliegend, erwies sich in Mariahilf aus nicht näher überlieferten Gründen als nicht erfolgreich. Sie erfolgte daher meist im Schönbrunner Schlossgarten hinter der Gloriette.

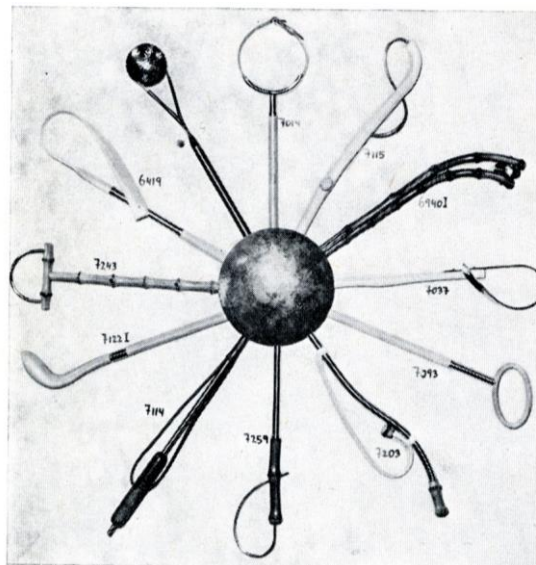
## (Geh-)StockherstellerInnen

Geh-(Spazier-)Stöcke waren ein vornehmlich männliches Modeaccessoire um 1900. Im Gegensatz zu den heute gebräuchlichen orthopädischen Gehhilfen erfüllten die Spazierstöcke keinerlei Zweck, außer, den Träger durch die kostspielige Ausführung vom gemeinen Volke abzusetzen. Frauen trugen an deren statt nicht weniger kunstvoll gefertigte Schirme. Als weitere zusätzliche und gleichermaßen unverzichtbare Ausstattungsteile zum Ausgehen fungierten feine Handschuhe und Hüte.

Die **Werkstoffe**: Als Gehhilfe (Wanderstock) war die Anforderung an einen Gehstock vor allem Festigkeit. Das entsprechend harte Holz (Kornelkirsche, Ebenholz, Schwarzdorn) wurde von Drechslern bearbeitet, hatte allerdings ein entsprechendes Gewicht<sup>26</sup>.

Für den modischen Spazierstock war hingegen Leichtigkeit und zur Unterstützung eines vornehmen Schrittes auch Elastizität gefragt. Ein typischer Werkstoff ist das griffgebogene *Spanische Rohr* (Rattan). Doch auch andere Rohrarten (Pfeffer-Rohr, Partridge-Rohr) und Edelholzarten wie Palisander kamen – ungebogen – für den „Schuss“ (d.i. der gerade Teil unter dem Griff) zur Anwendung.<sup>27</sup>

Vor 1914 gab es keinen Herrn von Welt, der nicht einen Stock getragen hätte! Das ist heute nicht mehr so, dafür kann man sagen: Keine Dame des Atomzeitalters, die nicht einen modernen Regenschirm besäße (und zwar mindestens einen)! So hat sich auch für die von Oswald Lindner 1874 in der Gumpendorfer Straße 89 und heute noch am gleichen Platz betriebene Stockfabrik – übrigens eine der ältesten Österreichs – nur das Aussehen des Produktes geändert (siehe Bild), die Produktion selbst aber unverändert angehalten. Freilich werden auch heute noch Spazierstöcke und Griffe für Herrenschirme hergestellt, das Scherengewicht liegt jedoch auf der Erzeugung von Damenschirmgriffen nach immer neuen Ideen und Entwürfen, aus allem nur erdenklichen Material. Rund 75% der Produktion kommen im europäischen Ausland und in der Übersee zum Verkauf.



<sup>26</sup> Vgl. die Rohlinge aus Buchenholz im Bezirksmuseum

<sup>27</sup> Um 1800 war der Spazierstock so verbreitet, dass nicht weniger als 1.500 Patente dafür angemeldet wurden (darunter Spezialanfertigungen wie Stockdegen, Fahrradstock, Stockschild, Stöcke mit Schnapsbehältern oder Stockpistole)

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

Mehr als fünfzig Jahre war der Sohn des Gründers, Emanuel Lindner, im Betrieb tätig. Seit 1958 führt sein Sohn, Arnold Lindner (dritte Generation), das Unternehmen.<sup>28</sup>

Der Betrieb wurde nach 1970 geschlossen. Im Technischen Museum befindet sich noch ein Teil der Maschinen und Geräte aus der Fabrik und eine Kollektion von den Erzeugnissen.

---

<sup>28</sup> Hubert Kant: Das Wiener Heimatbuch. Mariahilf. Wien 1963, S.332, auch die Abbildung.

## UhrenmacherInnen



JAKOB SCHNITZER, Uhrmacher, Juwelen-, Gold- u. Silberwarenlager  
Wien VI, Gumpendorferstraße 75  
Spezialist für komplizierte Uhren-Reparaturen

Die Uhrmacherkunst war eine der wichtigsten „Motoren“ der **Feinmechanik**. Speziell im Barock (ab 1575) waren aus Messing gefertigte Pendeluhren ein in wohlhabenden Haushalten gängiges Statussymbol.

Die Uhrmacher betrieben ihre Fräsen zur Herstellung von regelmäßig laufenden *Zahnradern* anfangs über fußbetriebene Geräte. Dass sie ihr Grundmaterial von den Silberschmieden hatten, die dazu auf Mühlen (Silberhämmer<sup>29</sup>) angewiesen waren, zeigt die Abhängigkeit vom fließenden Wasser und damit den Grund, warum, sie

sich hier in Mariahilf am Wienfluss so zahlreich ansiedelten.

Die Bearbeitung von sogenannten weichen Metallen bildete die Grundlage zur *feinmechanischen* Technik im Bezirk, dazu zählen auch *Geräte zur Optik*, *Schmuck*, *Graveure*, div. *Musikinstrumente* und auch der *Buchdruck* (Herstellung von Drucksuchets, Stanzen): Alles Dinge, die im Bezirk gefertigt und an der Mariahilferstraße an die wohlhabende Kundschaft abgesetzt wurden<sup>30</sup>.

<sup>29</sup> So wurde etwa die Mollard-Mühle um 1628 oder kurz danach als „Silberhammer“ für die Münzwardeine Mollart bewilligt. (vgl.: Otto Stradal, Wien-Kurier um 1956)

<sup>30</sup> Neben Jakob Schnitzer: Ludwig Platzer auf der Mariahilferstraße 101, nachgewiesen um 1910 (Quelle: Bezirksmuseum Mariahilf)

---

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

## Die Wäscherinnen am Wienfluss

Sechter (links)  
Sechtelschaff (rechts)  
Federzeichnung von G. Papp  
nach den Originalen  
im Mostviertler Bauernmuseum  
Gigerreith bei Ardagger, NÖ



Die Reinigung von Textilien – Bettwäsche, Tischwäsche und Bekleidung – stellte seit jeher einen ständigen Bedarf der Haushalte dar. Daneben fallen in der Textil-Erzeugung in gleicher Weise Reinigungsarbeiten an (Waschen, Spannen und Weichmachen, Färben, Bleichen) des aus Flachs gewebten Leinens.

Die Reinigung der Wäsche erfolgte in großem Stile zunächst im kalten Wasser. Dazu notwendig waren:

Bottich zur Laugenherstellung

- **Wasser:** Dieses dient zunächst zum *Einweichen (Schwemmen)* und sollte nach Möglichkeit kalkarm, d.h. „weich“ sein, da kalkhaltiges Wasser Verschmutzungen nicht löst sondern eher verkrustet. Quellwasser ist daher meist ungeeignet. Weiches Wasser findet sich im Regenwasser, in Wien aber speziell auch im Wienfluss.
- **Lauge:** Diese wird beim Einweichen der Wäsche zur Beschleunigung des Schmutzlöseprozesses seit früh her in Form von *Aschenlauge* zugesetzt, aber auch erhitzt in Bottichen über die bereits vorgewaschene Wäsche gegossen (Das Holzgefäß dazu: Sechter, Der Arbeitsvorgang: *Sechteln*). Ihre Wirkung beruht auf dem in der Holz(!)-Asche befindlichen Gehalt von Kali (Pottasche). Dieser Rohstoff fand sich im Hausbrand und wurde durch Überbrühen mit heißem Wasser vorbereitet. Entlang des Wienflusses finden sich Hinweise auf die Vermarktung dieses Rohstoffes sowohl beim „Aschenmann“ (Ferdinand Raimund) als auch in einer der etymologischen Deutungen des Wiener Naschmarktes als ehem. „Aschenmarkt“.
- **Bleichen und Trocknen:** Dieses erfolgte durch Auflegen der Wäsche auf Wiesenstücken, Aufhängen oder Aufspannen (v.a. frischgewebtes Leinen) bei *Sonnenschein* durch mehrere Tage und wurde nötigenfalls nach neuerlichem Einweichen mehrmals wiederholt. Da die feuchte Wäsche ein beträchtliches Gewicht aufweist, konnte sie dazu nicht weit transportiert werden. Das Wiental war hier durch seine Südhänge besonders begünstigt. Die Orte, an denen die Wäsche aufgehängt war, wurden als „Hängestatt Gumpendorf“ bezeichnet.
- **Mechanische Behandlung:** Zur Beschleunigung des Durchweichens wurde die Wäsche entweder durch Schwemmen im fließenden Wasser oder danach in Bottichen durch Treten mit den nackten Füßen, Rübeln, Bürsten und Klopfen vorbereitet.

### Arbeitsbedingungen

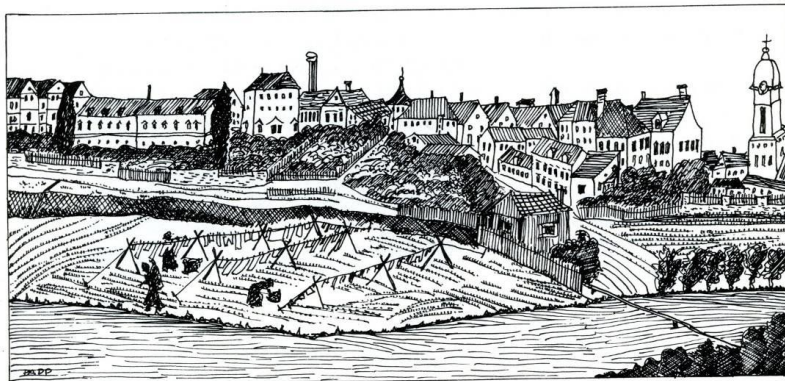
Die Arbeit der Wäscherinnen erfolgte jahrein – jahraus bei jeder Witterung. D.h. die Frauen standen zu wesentlichen Teilen ihrer Tätigkeit mit nackten Füßen im fließenden Wasser oder mussten sich von Stegen hinunter beugen. Die am Ufer aufgehängte Wäsche musste bei Hochwasser oder Regen kurzfristig gerettet



werden. Die häufigen Hochwässer des Wienflusses führten zu zahlreichen Toten unter den Wäscherinnen.

Die Wiener Wäscherinnen wohnten ... in großen Gebäuden zusammen oder in eigenen Häusern, weil die Arbeit nicht nur Lärm mit sich brachte, ein Hausherr außerdem das viele Wasserschöpfen am Brunnen wie die große Dunstentwicklung, die ja das Mauerwerk stark schädigt, kaum geduldet hätte. Da ergaben sich wohl oft Schwierigkeiten, die in Tratsch, Beschimpfungen, sogar in Handgreiflichkeiten ausarten konnten. Das Gerichtsprotokoll der Gemeinde Gumpendorf berichtet öfter über Bereinigung solcher Vorfälle, so von 1804 im Protokoll, wo es heißt: „Wegen Aufhängung der Wäsche beschimpfte Beklagte die Klägerin mit allen erdenklichen Schimpfnamen, riß die Klägerin an den Haaren und tat ihr alle Unbillen an.“ Beklagte erwiderte, daß auch sie so beschimpft worden sei. Beklagte hat der Klägerin eine „Flasche“ (Backenstreich) gegeben und die Klägerin hat die Beklagte bei den Haaren genommen.“ Der Urteilsspruch des Gerichtes lautete, dass sich beide in Zukunft ruhig zu verhalten hätten<sup>31</sup>.

44 Hängstatt in Wien-Gumpendorf um 1790. Federzeichnung von G. Papp



**BÜGELTAG**  
DIE WÄSCHE SOLL GEBÜGELT  
WERDEN. DIE MUTTER IST VOM  
WASCHEN NOCH MÜDE. DIE KINDER  
ÜBERLEGEN NICHT LANGE. TRUDE  
RICHTET DEN BÜGELADEN HER.  
INGE HOLT DAS BÜGELEISEN.  
DANN BÜGELT DIE MUTTER. DIE  
KINDER TRAGEN DIE WÄSCHE  
HINÜBER UND HERÜBER. NUN IST  
DIE MUTTER FRÜHER FERTIG.

Das *Ausliefern* der Wäsche muss unter den folgenden erschwerenden Bedingungen gesehen werden: Zum einen stellte die „bügelfeuchte“ Bett-, Tisch- und Sanitärwäsche gewichtsmäßig den großen Anteil dar, der termingerecht – bei jedem Wetter – gebracht werden musste. In wohlhabenden Familien existierte eine Ausstattung an Bett- und Tisch-Wäsche für 14 Tage<sup>32</sup> und wurde dementsprechend im Wochenrhythmus gewechselt bzw. gereinigt. Die Auslieferung erfolgte persönlich: Dazu mussten sich die Lieferantinnen dem Sauberkeitsimage ihrer Innung entsprechend kleiden. Eine solche Dienstkleidung stand im Schnitt nur einer von etwa zwölf Wäscherinnen zur Verfügung, d.h. alle anderen mussten sich ihr Gewand für die Lieferung ausborgen.

<sup>31</sup> Das Wiener Heimatbuch Mariahilf. Wien 1963, S.132

<sup>32</sup> Dies war auch die gängige „Ausstattung“ bei Hochzeiten

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20



Das Bild aus dem Jahre 1844 zeigt die Lasten, die eine Wäscherin – mit lächelndem Gesicht – bei der Auslieferung zu tragen hatte!

Bei der Kundschaft war die Gefahr sexueller Belästigung groß, da hinter dem Berufsstand kein gewerblich etablierter Schutzmechanismus zu befürchten war:

Die mühsame Laugenwäsche wurde mit besserer Energiezufuhr vom Kochen der Wäsche abgelöst. Die raschere aber nicht weniger mühsame Wäsche im heimischen Kochkessel wurde wiederum der erfahrenen Wäscherin überlassen.

## Die technologische Ablöse: Die Waschmaschine



79  
Frühe gußeiserne Troir  
mit Kohlenfeuerung ai  
(wie 79). Federzeichn

85 Zeitschriftenanzeige von 1927 für eine Haushaltswaschmaschine



Der Scando-Wäscher während des  
Wäschens

Der Scando-Wäscher nach dem  
Waschen

Ausführung: Electrolux Gef. m. b. S.

Nicht nur mit der Regulierung des Wientales um 1900 sondern auch durch die Weiterentwicklung der Technik ergab sich die Verdrängung des Berufsbildes der Wäscherin aus der freien Natur, als Zugehfrauen im Haushalt und als niedergelassenes Gewerbe:



Die gemeinsame Waschküche im Haus – obwohl energiepolitisch sinnvoll – hat sich nur im kommunalen Wohnbau erhalten<sup>33</sup>.

<sup>33</sup> Obige Bilder und Textvorlagen aus: Helene Grün. Wäsche waschen. Niederösterreichisches Heimatwerk. Wien 1978

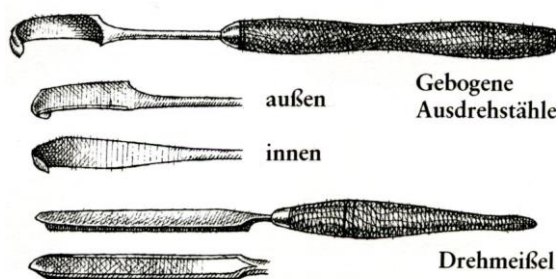
## Altes Kunsthandwerk

### Drechseln

1870– also zur Zeit der frühen Industrialisierung – fanden sich 33.3 Prozent aller Wiener Drechslerbetriebe in *Mariahilf*. Dies mag damit zu tun haben, dass hier durch die zahlreichen Obstgärten und Bäche immer hochwertiges Holz und auch Energie verfügbar waren.<sup>34</sup> Früher stellten die Drechsler Dinge des täglichen Gebrauches her

Das Werkzeug des Drechslers

Die Werkzeuge des Drechslers unterscheiden sich dadurch, ob sie für die Innen- und Außenbearbeitung des Werkstücks gedacht sind. Davon hängt auch die Form ihrer Schneiden ab. Die langen Stiele (Gesamtlänge einschließlich Klinge bis zu 60 cm) haben einen starken Hebelarm und ermöglichen es, die Schneide fest gegen das Werkstück zu führen.

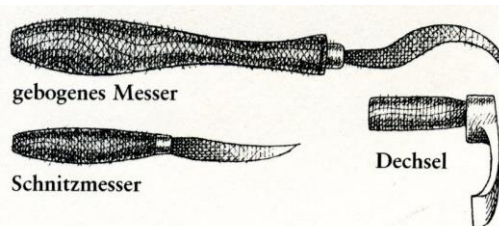


wie hölzerne Schalen, Radnaben, Löffel oder Waschknüppel für *Wäscherinnen*. Für diese wurden auch die Walzen in den *Wäschemangeln* hergestellt.

Um dem hochwertigen Holz die notwendige Haltbarkeit zu sichern, wird es zunächst längs der Faser in Brettern von mehreren Zoll Stärke aus dem Stamm geschnitten und danach mehrere Jahre lang (!) getrocknet. Gedrechselte Gegenstände aus zu feuchtem Holz würden nämlich bald Sprünge aufweisen.

Das Werkstück wird auf einer Drechselbank in drehende Bewegung versetzt. Die „Wippendrehbank“ geht wahrscheinlich in

die frühe Eisenzeit zurück und war nur aus einfachen Materialien gefertigt. Sie wurden noch mit den Füßen der Handwerker angetrieben. Spätere Ausführungen verwendeten eine Mechanik mit Schwungrad und Kurbel, d.h. es mussten zwei Menschen zugleich arbeiten. Die Nachbehandlung erfolgte durch Schleifen und Bienenwachs, eine Methode, durch die ein Werkstück auch nach späterer Abnutzung jederzeit wieder in neuen Zustand versetzt werden konnte.



Schnitzwerkzeuge  
Für das Herausarbeiten der Höhlung an einer Schöpfkelle nimmt man eine kleine Dechsel, danach ein langstieliges gebogenes Messer und zum Schluß ein kleines Schnitzmesser.

Für andere Gegenstände (Löffel, Schöpfer) wurde faches Schnitzwerkzeug verwendet, wobei – im Gegensatz zum Schnitzen – immer die *innere Höhlung* das Ziel war.

Heute ersetzen moderne - programmierbare - CNC-Fräsmaschinen die alten Werkzeuge. Die ArbeiterInnen an solchen Maschinen zählen aber noch immer zu den „WerkzeugmacherInnen“.

<sup>34</sup> John Seymour: Vergessene Künste. Bilder vom alten Handwerk. Stuttgart 1984

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

## Sticken

Die *Gobelinstickerei* stammt aus lang vergessener Zeit. Den Namen gab ihr eine Pariser Färberfamilie, die es unter Ludwig XIV zu hohem Ansehen brachte, ihre Entstehung geht auf das 13. Jhd. zurück.

Sie wurde zum „*petit point*“ verfeinert. Namhafte Künstler entwarfen dafür Muster mit tausenden Farbnuancen („*Nadelmalerei*“). Sie bestand weiter im Habsburgerreich, vor allem Maria Theresia war selbst eine eifrige Stickerin und förderte diese Kunst.

Im Rokoko und im Biedermeier wurde die „*Pünktchen-Stickerei*“ aus Wien zum Kulturgut und bis heute bildet sie ein begehrtes Souvenir zur Ausgestaltung von Schmuckstücken, Taschen, Bildern etc.

Weltberühmtheit erlangte das Wiener „*petit point*“ nach dem 1. Weltkrieg. In Heimarbeit fertigten die Wienerinnen (v.a. auch unversorgte Kriegswitwen) diese



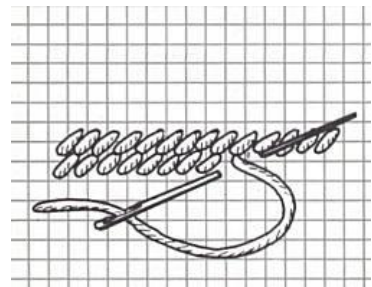
schönen Dinge, verschiedene Firmen (im 6. Bezirk: Stumpergasse) besorgten das nötige Material und die Vorlagen und danach den Vertrieb.

Die freien Stellen der Muster wurden mit weißem, beige oder schwarzem Stickgarn (Twist) gefüllt. Das Muster musste Stich für Stich gezählt werden, damit die verschiedenen Feinheiten genau zu erkennen waren.

**Für 1000 Stiche wurden 1930 rd. 2,20 Schilling (das waren damals etwa 4 kg Brot bei 56 Schilling Wochenlohn<sup>35</sup>) in Heimarbeit verrechnet. Für die oben dargestellte Tasche waren 13.500 Stiche notwendig. Eine Stickerin musste also fast zwei solche Taschen (d.h. 25.000 Stiche) im Monat abliefern, um auf den durchschnittlichen Industrie-Monatslohn zu kommen. Davon musste sie noch ihre Miete bezahlen, eine Sozialversicherung für sie gab es noch nicht!**

*Was sonst noch alles in Heimarbeit gemacht wurde:*

Weißnähen, Strumpfstricken, Maschinennähen, Patschennähen, Seidentücher rollieren, Fransen knüpfen, Krawatten nähen, Knopflöcher nähen, Zwirnkнопfe nähen, Knöpfe auf Karten nähen, Handschuhe netzen und häkeln, Hutschmuck: Federgestecke herstellen<sup>36</sup>



<sup>35</sup> Quelle. Münze Österreich: Kaufkraft

<sup>36</sup> Text: Maria Theresia Kiessling, Annemarie Strizsik

## Glasmalerei, ein – fast schon versunkenes – Gewerbe

Alicia Y. Spengler



Skizze Kaiserfenster, St. Epvre Nancy, Carl Geyling, 1866, Foto: Spengler 2008

Bis zu seinem Tode wurden in der Windmühlgasse tausende Fenster für Kirchen, Kapellen und Profanbauten geschaffen. Die Vorlagen dazu entwarfen bedeutende Künstler und Architekten ihrer Zeit, wie Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld (1788-1853), Joseph von Führich (1800-1876), Edward von Steinle (1810-1886), Leopold Ernst (1808-1862), Friedrich von Schmidt (1825-1891) oder die Gebrüder Jobst. Zu den wichtigsten Bauobjekten zählten der Stephansdom (1858-1901), der Dom zu Kaschau (ab 1861), der Pressburger Dom (1866-83), die Votivkirche (1874-79), St. Epvre (1867-72) und St. Pierre (bis 1885) in Nancy etc.



Scheibe für Schloss Laxenburg, Carl Geyling, Foto: Spengler 2005

---

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

Nach dem Tode des Firmengründers Carl Geyling 1880 ging die Firma an seine Erben über. Zugleich siedelte sich die Konkurrenz, darunter die Filiale der Tiroler Glasmalerei-Anstalt, im gleichen Bezirk an.

Die Tiroler Glasmalerei in Innsbruck wurde 1861 von Albert Neuhauser (1832-1901), dem Architekten Josef von Stadl (1828-1893) und dem Historienmaler Georg Mader (1824-1881) gegründet. Zwischen 1869-1900 wurde das verwendete Glas in der betriebseigenen Glashütte in Wilten hergestellt. Ab 1874 übernahm Albert Jele (1845-1900) die Leitung der Anstalt und führte sie zu großem wirtschaftlichen Erfolg. 1884 hatte die Firma fast 100 Angestellte. Nach der Filiale in Wien wurde 1892 eine weitere Filiale in New York gegründet.

Die Tiroler Glasmalerei-Anstalt galt als bedeutendste Konkurrenz Carl Geylings und seiner Nachfolger. Sie produzierte vor allem für Tirol und Vorarlberg, aber auch für das Ausland und Prestigeprojekte, wie den Linzer Dom (1867-1916), die Votivkirche (1874-79) oder den Kölner Dom (1884). Mit ihrer Wiener Filiale in der Magdalenenstrasse versuchte sie verstärkt Kunden in Wien und Umgebung zu erreichen. Den ersten Auftrag erhielt sie 1880 mit einem Fenster für Stephansdom, dem weitere folgten. Die Wiener Werkstatt bestand bis 1908. Danach zog sich das Unternehmen wieder auf das Stammhaus in Tirol zurück, wo es noch heute ansässig ist.

Auch das Stammhaus der traditionsreichen Glaserei von Ignaz Dürr lag seit 1820 in Mariahilf. Diese Glaserei beschäftigte sich ebenfalls zunehmend mit Kunstverglasungen, Glasmalerei und Mosaik und kaufte Mitte des 20. Jh. alte Werkstätten wie Rudolf Leutgeb und Franz Xaver Götzer auf. Weitere bekannte Werkstätten waren u.a. die von Heinrich Kreibich in der Mariahilfer Strasse oder von Carl Glössl in der Gumpendorfer Straße. Glössl war zugleich Vorsteher der Wiener Glaser-Genossenschaft und Herausgeber der Österreichischen Glaser-Zeitung (ab 1879).



Neben den Werkstätten wurde 1909 mit der Mollardschule eine weitere wichtige Institution für Glasmalerei und Glasergewerbe in Wien geschaffen. Nur ein paar hundert Meter vom heutigen Bezirksmuseum entfernt wurde sie als erste moderne Ausbildungsstätte für Glaser in der Monarchie gegründet.

Austria, 1900, Carl Geyling's Erben, Neuber's Enkel, Foto: Spengler 2007

Der berufsbegleitende Unterricht wurde erstmals unter Kaiserin Maria Theresia eingeführt. 1872 wurden die Handwerksgenossenschaften bei entsprechenden Lehrlingszahlen zur Errichtung von Fortbildungsschulen verpflichtet. Da diese in Volks- und Bürgerschulen eingerichtet wurden, fand der Unterricht meist unter der Woche abends sowie Sonntag vormittags statt. Die Schüler wurden in Rechnen, Zeichnen, Fachkunde, Geschäftsaufsätzen, Buchführung und Gesetzkunde unterrichtet. 1897 wurden ausnahmslos alle Lehrlinge zum Besuch der Fortbildungsschule verpflichtet.

Die Genossenschaft der Glaser errichtete zunächst eine fachliche Fortbildungsschule in der Schmalzhofgasse. 1909-1911 wurde die Fortbildungsschule für Glaser, Glashändler, Glasschleifer und verwandte Gewerbe in der Mollardgasse errichtet. Das Schulgebäude stellte einen erheblichen Fortschritt dar, da es neben Vortrags- und Zeichensälen auch Lehrwerkstätten hatte und zu den größten und besteinrichtungen in Europa zählte. Sie feiert heuer ihren 100. Geburtstag.

Die Wiener Glasmalerei- und Glaserwerkstätten leisteten mit der Ausführung von



Fenstern und Mosaiken in zahlreichen Kirchen und öffentlichen Gebäuden einen großen Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte des 19. und 20. Jh. in Wien. Davon zeugen auch heute noch Bauobjekte mit bedeutenden Glasmalereien im VI. Bezirk. Dazu gehören: die Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariahilf (1893-98), die Pfarrkirche St. Ägyd (1870, 1891), die Leimgrubenkirche St. Josef (1907), das ehem. Wohn- und Fabrikgebäude von Bernhard Ludwig (1880), das Wohn- und Geschäftshaus Firma Neuber's Enkel (1900) und die Österreichische Eisenbahnen- und Bergbau-Versicherung (1910). Alle Fenster wurden von der Firma Geyling ausgeführt.

Österreichische Eisenbahnen- und Bergbau-Versicherung, 1910, Carl Geyling's Erben,  
Foto: Spengler 2007

In den letzten zwei Jahrzehnten sind viele alte Werkstätten entweder aufgekauft worden oder untergegangen. Ihre Archive wurden vernichtet, da sich keine öffentliche Stelle fand, die sie bewahren wollte. Das soll sich künftig ändern.

---

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

Entstehung einer Glasmalerei in der Firma Geyling Mitte des 20. Jh.<sup>37</sup>

Schablonieren nach dem Karton



Zuschnitt der einzelnen Glasstücke



Bemalung der Glasstücke



Einlegen der Gläser in den Ofen



Verbleien der Glasstücke



Löten der Verbleiung



Kitten des Feldes



Einsetzen des fertigen Feldes

<sup>37</sup> Copyright der Fotografien Nachlaß Familie Klaus-Geyling. Fotografie: Kern



## Filmvorführen

**1832** erfindet der Tiroler Mathematiker und Naturforscher Simon Stampfer (\*1792) das Laufbild - eine stroboskopische Optik, durch die man Bilder auf einer sich drehenden Scheibe durch Schaulöcher beobachten kann: die *Laterna magica*.

**1836** Das "Vagabunden- und Schaustellergesetz" wird erlassen, das bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts auch für die Erwerbung von Kinos bzw. das Vorführen von Filmen zur Anwendung kommt.

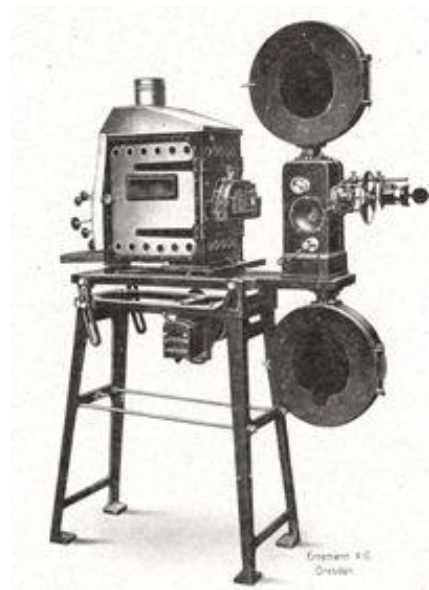
**1903-1905** entwickelten sich aus zahlreichen ehemaligen temporären Vorführsälen und Zeltkinos die ersten festen Kinos in Wien, Zentren waren dabei die Innere Stadt sowie der Prater, aber auch die *Mariahilfer Straße*. Es sind vorerst einfache Räume Eckgasthöfe und Höfe, in denen man möglichst viele Stühle hineinstellt und die Kinoprogramme mit der Ausschank von Getränken und dem Verkauf von Speisen begleitete.<sup>38</sup>

**1904** wird das *Apollo-Theater* eröffnet. Als besondere Attraktion wurde dem staunenden Publikum das neu erfundene „Biotophon“ vorgeführt, angepriesen als „Singende und sprechende Photographie“, also eine Art Vorläufer des Tonfilms.

Der *Kinovorführer* war also ein Schausteller, der nur über sein technisches Gerät (Kinematograph), seine Erfahrung und einzelne Filme verfügte. Das Material war verletzlich (leicht brennbar), die technische Ausstattung abhängig von der damals seltenen oder meist fragilen Energieversorgung. Der Aufführungsort musste über Abdunklungsmöglichkeiten (Hinterhöfe, Zelte) und geeignet viele Sitzplätze verfügen.

In einem professionellen *Kino* dagegen übernahm der Veranstalter selbst die Verantwortung für die Sicherheitsvorkehrungen und der Vorführer die für die Nachschaffung des aktuellen Angebots. Diese wiederum wurde 1905 durch die *Filmverleihe* abgelöst. So blieb dem Vorführer nur mehr das technische Wissen (Glühlampen, Stromanschluss, Einstellungen) als unselbständigem Beschäftigten.

Heute ersetzen vergleichbare Berufsbilder aus der Medien-, Ton- oder Beleuchtungstechnik den alten Beruf. Im Bereich der *Veranstaltungstechnik* sind auch wieder selbständig *angelernte* Fachleute (Qualifikation: Mitarbeit bei hochwertigen „Events“) an Betrachtung der sich ständig ändernden Technologie wieder gefragt.



<sup>38</sup> Ingrid Ganster: Vom Lichtspieltheater zum Kinocenter. Wiens Kinowelt gestern und heute. Wiener Geschichtsblätter, Bh 1 2002, Wien 2002

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20

## Die Gewerbe in Mariahilf

1870 war in Mariahilf ein besonders hoher Prozentsatz der Gesamtheit der Wiener Gewerbe zu verzeichnen:

In Prozenten entfielen auf den Bezirk:

Weber	64,2 %
Schönfärber	46,4 %
Seidenfärber	38,5 %
Drechsler	33,3 %
Vergolder	28,1 %
Gold- und Silberarbeiter	28,0 %
Appreteure	27,7 %
Graveure	23,6 %
Hutmacher	21,5 %
Tischler	21,1 %
Klaviermacher	21,1 %

Diese Gewerbe bedingten für die Zulieferung auch einen hohen Anteil an **Heimarbeit**, der großteils von Frauen in ungeschützten Arbeitsverhältnissen gefertigt wurde.

### Solche Arbeiten waren:

Weißnähen, Strumpfstricken, Maschinennähen, Patschennähen, Seidentücher rollieren, Fransen knüpfen, Krawatten nähen, Knopflöcher nähen, Zwirnknöpfe nähen, Knöpfe auf Karten nähen, Handschuhe netzen und häkeln, Hutschmuck: Federgestecke herstellen

Für 1000 Stiche wurden 1930 rd. 2,20 Schilling (das waren damals etwa 4 kg Brot bei 56 Schilling Wochenlohn<sup>39</sup>) in Heimarbeit verrechnet. Für die links dargestellte Tasche waren 13.500 Stiche notwendig. Eine Stickerin musste also fast zwei solche Taschen (d.h. 25.000 Stiche) im Monat abliefern, um auf den durchschnittlichen Industrie-Monatslohn zu kommen. Davon musste sie noch ihre Miete bezahlen, eine Sozialversicherung für sie gab es noch nicht!

Die genauen Zahlen um 1870 nach selbständig und unselbständig Beschäftigten stellen sich wie folgt dar:

	<i>Selbständig</i>	<i>Unselbständig</i>
Baumeister, Maurer	35	475
Maschinenfabriken, Mechaniker, Werkzeugmacher	55	308
Schlosser	93	853
Gürtler	55	302
Gold- und Silberarbeiter	151	717
Wirte	145	808
Viktualienhändler	399	406
Fleischhauer	59	314
Weber	258	1512
Seidenzeugmacher	68	714
Posamentierer	45	421

<sup>39</sup> Quelle. Münze Österreich: Kaufkraft

Strumpfwirker	76	343
Modisten	113	2642
Regen- und Sonnenschirmmacher	392	1746
Schuhmacher	399	1966
Tapetenerzeugung	56	323
Tapezierer	387	2485
Lackierer	105	604
Drechsler	275	1515
Kaufleute, Galanteriewarenhändler, Handlungsagenten	223	1052
Hausdiener	-	4888

Die soziale Lage der in unselbständigen Berufen arbeitenden Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jhdt. war gekennzeichnet durch geringen Lohn, der nur zur Deckung der einfachsten Lebensbedürfnisse reichte und jede Beteiligung an kulturellen Gütern ausschloss, durch lange Arbeitszeit einschließlich Sonntagsarbeit, eine zahlreiche, meist notdürftig bekleidete und *unterernährte Kinderschar* und *hohe Sterblichkeit*.<sup>40</sup>

Textzusammenstellung: Erich Dimitz

---

<sup>40</sup> Das Wiener Heimatbuch. Mariahilf. Hubert Kaut. 1963. S.158f

---

Dieser Text ist eine Aufforderung zum Mitmachen: Wenn Sie etwas ergänzen oder korrigieren wollen, dann lassen Sie es uns wissen (email: [bezirksmuseum.1060@aon.at](mailto:bezirksmuseum.1060@aon.at))! Ihre Beiträge werden im Text unter der Quellangabe „ZeitzeugInnen“ – auf Wunsch ohne Namensnennung – dokumentiert.

Erstellungsdatum: 13.12.20